

Der Spiegelbrecher

Wenn Macht sich als Fürsorge tarnt

Der Spiegelbrecher

Wenn Macht sich als Fürsorge tarnt

Quinten Joell

Autor: Quinten Joell

ISBN: 9789465388786

© Quinten Joell, Februar 2026

Originaltitel: *De spiegelbreker. Overvallen door psychisch geweld.*

Dieses Buch wurde aus der ursprünglichen niederländischen Ausgabe mithilfe von KI ins Deutsche übersetzt.

Vorwort

Ich beginne meine Geschichte mit *Ich*. Nicht, weil diese Geschichte nur mir gehört, sondern weil sie damit begann: mit meiner Erfahrung, meiner Verwirrung, meinem allmählichen Verschwinden. Ich habe eine Geschichte zu erzählen, die Sie kaum glauben würden, wenn Sie sie nicht selbst erlebt hätten. Es geht um eine Kraft, die sich weder mit dem Ohr noch mit dem Auge erkennen lässt. Eine Kraft, die sich im Schatten verbirgt, in der Vernünftigkeit, in scheinbarer Fürsorglichkeit. Eine Bewegung, die sehr lieb und zärtlich erscheint, die dir ein enormes euphorisches Gefühl gibt. Am Anfang. Doch es ist eine Kraft mit einer verheerenden Wirkung, die erst sichtbar wird, wenn man sich bereits mitten in ihr befindet. Sie beginnt niemals mit Schreien. Niemals mit Feindseligkeit. Sie beginnt mit Aufmerksamkeit. Mit charmanten Worten. Mit jemandem, der sagt zu wissen, was das Beste ist. Mit jemandem, der Verantwortung beansprucht, nicht weil es notwendig ist, sondern weil es Macht verleiht. Langsam entsteht eine Welt, die der wirklichen nicht mehr ähnelt. Eine Welt, in der sich Tatsachen verformen, Grenzen sich verschieben und ich immer kleiner wurde. Nicht weil ich schwach war, sondern weil jemand anderes meine Wirklichkeit Stück für Stück abtrug.

Die Gefahr, über die ich schreibe, hat kein warnendes Gesicht. Sie flüstert, anstatt zu schreien. Sie tarnt sich als Hilfsbereitschaft, als scheinbare Stabilität, sogar als Liebe. Doch unter dieser Maske verbirgt sich eine Leere, die mit deiner Energie, deiner Identität, deiner Angst gefüllt werden muss. Ich weiß, wie es sich anfühlt, in dieser Leere zu verschwinden. Zu merken, dass deine Worte nicht mehr zählen, dass deine Absichten verdreht werden, dass deine Liebe gegen dich verwendet wird. Ich habe gesehen, wie diese verborgene Zerstörung Familien spaltet, wie Systeme getäuscht werden können, wie verletzbare Menschen als Mittel eingesetzt werden und wie die Wahrheit — schlichtweg die Wahrheit — in eine Waffe verwandelt werden kann.

Es ist kein Streit. Keine Wut. Kein Konflikt. Es ist ein Mechanismus. Eine Struktur, die Macht sucht, keine Verbindung. Kontrolle, keine Liebe. Zerstören und vernichten. Beherrschung, keine

Fürsorge. Und wer damit konfrontiert wird, wird nicht nur Opfer von Verhalten, sondern einer ganzen Dynamik, die deine Menschlichkeit angreift. Die dich klein macht, die dich dir selbst entfremdet. Weil du beginnst, an dir selbst zu zweifeln und nicht mehr weißt, wer du bist. Du verlierst dich selbst und den Halt in dir. Denn im Universum eines böartigen Narzissten dreht sich alles um Kontrolle. Nicht um Gegenseitigkeit. Nicht um Wachstum. Alles dreht sich um Macht — eine Macht, die durch eine tief in ihm klaffende Leere ständig vom Einsturz bedroht ist. Diese Leere muss gefüllt werden. Und dafür braucht er nur eines: ein Opfer. Nicht irgendjemanden. Sondern jemanden mit Licht. Empathie. Integrität. Jemanden, der loyal ist, ehrlich, geneigt, das Gute in anderen zu sehen. Denn wer selbst keine innere Wahrheit besitzt, muss die eines anderen kapern. Wie ein Raubtier. Wie ein energetischer Vampir. Ein Monster, das sich als warmherziger und liebenswerter Mensch verkleidet, dich aber mit nur einem Ziel verfolgt: Macht über dich zu erlangen. Das Opfer wird sein Mittelpunkt. Seine Projektionsfläche. Seine Ausrede. Sein Feind. Seine Trophäe. Für ihn bist du kein Mensch, sondern eine Funktion: eine Quelle von Emotionen, die er anzapfen kann, um sich selbst existierend zu fühlen. Ohne deine Aufmerksamkeit ist er nichts, existiert er nicht. Er projiziert seine Ängste und Unzulänglichkeiten auf dich, zerschlägt den Spiegel und drückt dir die Splitter ins Gesicht. Alles, was er nicht zu erkennen wagt, wird zu deiner Verantwortung. Je größer sein inneres Chaos, desto stärker seine Besessenheit. Er muss kontrollieren, um nicht kontrolliert zu werden. Erniedrigen, um sich groß zu fühlen. Vernichten, was ihn mit seiner eigenen Leere konfrontiert. Doch die Fixierung sagt nichts über das Opfer aus. Nicht weil es schwach wäre, sondern gerade weil es stark ist. Die Eigenschaften, die ein Narzisst brechen will — Empathie, Klarheit, Liebe — sind genau die Eigenschaften, die ihm selbst fehlen und die er hasst. Und deshalb richtet er sich gegen dich.

Dennoch lernt ein Opfer — niemals schnell, niemals ohne Schmerz — dass seine Welt eine Illusion ist, die man nur überlebt, indem man das Muster erkennt. Indem man sieht, dass Schmeicheln, Verwirren, Angreifen, Schuldzuweisen, Isolieren und Verdrehen keine

zufälligen Ereignisse sind, sondern ein Kreislauf. Ein Kreislauf, der endet, wenn jemand beschließt, nicht länger mitzuschwingen. Das ist der einzige Weg, sich selbst zu befreien und das eigene Leben zurückzunehmen. Doch das bedeutet nicht, dass damit der Schmerz endet, den er tief in dir verursacht hat.

1

Der heimtückische Zugriff

1

Es gibt Dinge im Leben, von denen man auf die eine oder andere Weise immer weiß, dass sie geschehen werden. Und wenn sie dann geschehen, sind sie doch plötzlich und völlig unerwartet. So war es mit dem Sterben meines Vaters. Es war früh an einem Samstagmorgen, als meine Mutter mich anrief. Mein Telefon lag neben dem Bett auf dem Nachttisch. Meine Frau und ich waren am Abend zuvor mit Freunden zu einem Eishockeyspiel in Den Haag gewesen. Es war ein sehr schöner Abend geworden, und es war spät geworden, weil wir zu Hause noch etwas getrunken, weitergeredet und Musik gehört hatten.

„Papa ist gestorben“, sagte sie.

„Ach, wie schrecklich“, sagte ich verschlafen. Es war kurz nach fünf Uhr. Meine Stimme stockte. „Ist es also doch passiert. Und es ging ihm gerade wieder so gut. Wie ist es geschehen?“

„Einfach im Schlaf. Die Schwestern hatten noch eine Runde gemacht, und zuerst war alles in Ordnung. Als sie später zurückkamen, war er tot.“

„Ich muss kurz nachdenken“, sagte ich. „Ich rufe dich gleich zurück, wenn ich etwas wacher bin. Dann machen wir einen Plan, um zu dir zu kommen und zu schauen, was wir regeln müssen.“

„Das ist gut“, sagte meine Mutter. „Dann rufe ich jetzt deinen Bruder an.“

„Mein Beileid, ja. Wie schrecklich.“

„Danke.“

Ich drehte mich um und berührte meine Frau. Es war nicht schwer, das Telefongespräch mitzuhören. Während wir im Bett eng aneinandergerückt lagen, sprachen wir kurz darüber, was für einen Plan notwendig war.

Doch als ich meine Mutter einige Stunden später anrief und fragte, wie es ihr gehe und wann ich vorbeikommen solle, war ihre Antwort schlichtweg schockierend. Und völlig unerwartet.

„Du brauchst nicht hierherzukommen. Hier wartet niemand auf dich. Dein Bruder kommt gleich, und er wird die Beerdigung regeln.“

2

Die Wohltätigkeitsmaske

„ES IST PASSIERT“, sagte Mariska laut, fast in jubelndem Ton. Sie war so begeistert, dass ihr das Telefon beinahe aus der Hand fiel.

„Wann?“, antwortete Lucia.

„Heute Nacht, um fünf Uhr. Sie hatte zuerst Bas wegen des Todes angerufen, aber danach uns.“

„Du musst jetzt handeln, wenn du diesen Idioten draußen halten willst“, sagte Lucia.

„Ja, das weiß ich.“

„Ich komme gleich zu dir, dann trinken wir Kaffee. Du musst mir alles erzählen“, sagte Lucia.

„Super, bis gleich!“

Lucia war begeistert. Es war eine Investition, die sie schon seit Jahren getätigt hatte: sich mit der Frau von Viktor anzufreunden, dem Bruder von Bas, ihrem Ex-Mann. Die Scheidung von Bas war nicht so verlaufen, wie sie es geplant hatte. Das Gericht hatte ihren Antrag auf hohen Unterhalt abgewiesen — mit dem sie Bas an den Bettelstab bringen wollte — und außerdem die Kinder Bas zugesprochen. Mit der Ergänzung, dass sie einen Beitrag für die Kinder an ihren Ex-Mann zahlen musste.

Sie war wütend geworden. Und weil sie stark ist, würde Lucia es niemals, aber auch wirklich niemals vergessen.

Einer der Pläne, die schon länger in ihrem Kopf vor sich hin gärten, war, dicke Freundschaft mit der Frau von Viktor zu schließen, um so weiterhin zu erfahren, was in der Familie — und damit bei Bas — geschah. Andere Zugänge hatte sie ebenfalls versucht. Während der Scheidung, als die Emotionen hochkochten, telefonierte sie mehrmals mit der Mutter von Viktor und Bas. Ein wenig weinend.

Und als die Mutter im Gespräch anbiss, griff sie nach dem Hauptgewinn.

„Ich möchte sehr gern noch einmal bei euch vorbeikommen, um über die Scheidung zu sprechen“, sagte sie schluchzend. „Es ist so schlimm mit Bas. Ihr wisst nicht einmal die Hälfte. Ich habe so viel erlebt. Wirklich, ihr wisst nicht die Hälfte.“

Bas' Mutter hatte nicht so reagiert, wie sie es erwartet hatte. Meistens bekam Lucia ihren Willen.

„Nein“, antwortete die Mutter. „Ich vertraue dir nicht. Du brauchst hier nicht vorbeizukommen. Und ich kenne mein Kind sehr gut. Ich glaube nichts davon, wenn du sagst, dass ich die Hälfte noch nicht weiß. Unsinn.“

Lucia explodierte beinahe. Tief in ihr wuchsen Wut und Aggression. Wie ein Motor sprang es an: eine alles vernichtende Wut, die nicht mehr aufhören würde. Ihr Plan war gescheitert. Und auch das würde sie nicht vergessen.

In Gedanken sah sie Bas' Mutter vor sich: allein, verletztlich und weit entfernt in ihrem Haus, ihr Mann gerade verstorben. Schmerz würde sie fühlen. Und Schmerz würde Lucia ihr zusätzlich zufügen. Sie hatte es verdient.

Mariska öffnete lachend die Tür.

„Hi!“

„Hiii!“, antwortete Lucia. „Was für ein schöner Tag, oder!“

Mariska und Lucia saßen bald im Wohnzimmer. Viktor machte Kaffee.

„Gib auch gleich die Kekse dazu, die wir gestern gekauft haben“, sagte Mariska zu ihm. „Und wenn du schon in der Küche bist, schau bitte nach, ob es etwas Leckereres für das Mittagessen gibt. Ich denke, dass wir mit Lucia eine ganze Menge zu besprechen haben. Danach müssen wir schnell zu deiner Mutter. Sonst musst du noch schnell Brötchen holen.“

Viktor nickte unterwürfig und ging weg. Die Frauen erhoben die Stimmen und lachten laut.

„Es hat aber wirklich lange gedauert, bis er endlich den Löffel abgegeben hat“, sagte Lucia.

„Allerdings. Ich dachte schon, es würde an Weihnachten passieren, als er mit einer Magenblutung ins Krankenhaus kam.“

„Aber jedes Mal hat er sich wieder erholt.“

„Na so was.“

„Wann hast du zuletzt mit ihm gesprochen?“, fragte Lucia.

„Wer? Bas?“

„Nein, nicht dieser Trottel. Der andere.“

„Ach so. Das war ein paar Tage bevor er gestorben ist. Das hatte ich dir doch gesagt. Bas wollte auch ins Krankenhaus kommen. Sie wollten gemeinsam mit ihm und Viktor gehen, aber das konnte ich schön verhindern, indem ich im allerletzten Moment doch mitging. Bas wollte mit Viktor, aber mich nicht sehen, also ging er schließlich allein zu seinem Vater. Und eine Stunde später kamen wir, und dann ging er. Ich sagte noch: Vier sind zu viel für den Besuch bei so einem todkranken Mann. Also ging er. Dieser Nichtsnutz.“

„Tss. Er geht einfach von seinem kranken Vater weg.“

„Ja. Tss.“

„Und dann hast du das iPad aus seinem Haus mitgenommen.“

„Ja, gut, oder?“, sagte Mariska. „Ich dachte: Jetzt ist der Zeitpunkt. Der Mann ist so krank, er muss jetzt die Codes und Zugangsdaten herausgeben. Also sagte ich zur Mutter, dass es sehr unangenehm sei, aber wir auf das Schlimmste vorbereitet sein müssten. Und dann nahm ich das iPad mit, mit automatischer Anmeldung bei Gmail und der ING-Bank. Der Mann im Krankenhaus hatte keine Ahnung mehr, was mit ihm geschah. Er gab einfach den Zugangscode heraus, und dann konnten wir überall hinein.“

„Hast du sofort auf das Konto geschaut?“, fragte Lucia.

„Sofort.“

„Und?“ Lucia konnte sich kaum beherrschen.

„Ja, Geld. Viel. Ich zeige es dir gleich. Ich nehme das iPad mit hierher. Wir werden die Finanzen schon verwalten, denn davon versteht sie natürlich überhaupt nichts. Diesen Bas haben wir schön draußen gehalten. Er hat nicht an das iPad gedacht.“

„Ooo, du bist so gut.“

Die beiden Frauen bewunderten sich gegenseitig.

„Um wie viel Uhr gehst du zu ihr?“, fragte Lucia.

„Später, wenn wir alles besprochen und einen Plan haben. Wir müssen für Bas da sein, aber ich hatte von ihr schon gehört, dass er nicht sofort kommen würde. Also haben wir keine Eile.“

Viktor brachte den Kaffee. Mariska erkundigte sich noch nach den Brötchen für unterwegs.

Lucia wippte vor Freude auf ihrem Stuhl. „Es ist immer faszinierend, wie Menschen reagieren, wenn sie ins Wanken geraten. Wenn sie verletzlich sind, gebrochen vor Trauer, mit ihren Emotionen an einem Punkt, an dem sie sich ihrer selbst nicht mehr sicher sind. Das ist der Moment, in dem man sie formen, sie lenken kann. Bas' Mutter ... sie ist zu einer so einfachen Beute geworden. All diese Unsicherheiten, die an ihr nagen, diese Gedanken, dass sie etwas falsch gemacht hat, als er in seinen letzten Tagen so distanziert wurde. Was für ein wunderbares Werkzeug, um sie zu modellieren. Hast du schon einen Plan?“

„Aber ja“, antwortete Mariska. „Ich bin sie leid. All die Jahre diese Einmischung wegen unseres Kindes, wie wir dies mit ihm machen sollten und jenes auf keinen Fall, immer wie sie es besser wusste. Ich bin sie so leid, und jetzt ist die Zeit für die Abrechnung. Ich weiß genau, wo ich sie treffen muss, genau wie ich meine Worte wählen muss. Es geht nicht um direkte Konfrontation, nein, es geht darum, subtile Samen zu pflanzen. Sie denken zu lassen, dass ich für sie da bin, dass ich sie unterstütze. Und währenddessen, Tropfen für Tropfen, helfe ich ihr, ihre eigenen Zweifel zu verstärken.“

„Du bist sehr gut“, sagte Lucia. „Ich kann mir vorstellen, dass du sie leid bist. Sie hatte all die Jahre immer diese Haltung: Ich weiß es besser, ich habe meine Söhne großgezogen und schaut, was aus ihnen geworden ist, also weiß ich es besser als du als Mutter.“

„Ja, und wenn man sieht, was aus ihren Söhnen geworden ist ... Nun, Viktor kommt noch ganz gut zurecht, aber Bas, der ist im Leben völlig gescheitert. Der hat nichts erreicht. Also so gut war sie mit ihrer Erziehung wohl nicht. Und immer nur Kritik an mir. So schlimm“, antwortete Mariska.

„Nun ja.“

„Ich habe schon gemerkt, wie gut es bei ihr funktioniert. Vor ein paar Wochen hätte sie nie zugegeben, dass ich ihr wichtig bin, aber

jetzt ... Jetzt offenbart sie mir alles. Ihre Reue, ihre Unsicherheiten. Ich muss nur danach fragen, und sie erzählt mir alles. Sie sucht nach Beruhigung, und ich gebe sie ihr – zumindest gerade so viel, dass sie abhängig wird. Wenn ich ihr zu viel gebe, würde sie stärker werden, und das können wir nicht gebrauchen.“

„Wie machst du das?“, fragte Lucia.

„Ich setze eine Wohltätigkeitsmaske auf“, antwortete Mariska. „Ich lächle ununterbrochen und sage, wie sehr ich mit ihr fühle und wie leid es mir für sie tut. So lasse ich sie glauben, dass ihre Gefühle berechtigt sind, aber ich lenke sie in die Richtung, die ich will. Ich erzähle ihr, wie schwer sie es mit diesem Mann hatte, der nichts für sie tat und nur im Sessel saß und ihr die ganze Arbeit überließ: Essen kochen und ihre Kinder, die nie anriefen oder vorbeikamen. Nun ja, ich ließ Viktor oft anrufen, aber Bas kam nie. Und das nutze ich. Ich lasse sie glauben, dass er sie weggestoßen hat, indem er Distanz schuf; angeblich war Bas immer mit der Arbeit beschäftigt und hatte nie Zeit, obwohl das nicht so war. Das sage ich natürlich, und sie glaubt es sofort. Ich lasse sie glauben, dass er nicht genug für sie getan hat, dass sie nicht genug war, sodass sie jetzt meinen Trost braucht. Sie wird sich immer mehr an mich klammern, immer mehr auf mich vertrauen, um ihre Gedanken zu erleichtern. Und während sie das tut, verliere ich keinen Moment meinen Griff über sie.“

„Sehr gut“, sagte Lucia. „Sehr gut.“

„Was Bas betrifft ... Er ist ein Problem, aber ein lösbares Problem. Solange seine Mutter beginnt zu denken, dass er sie nicht versteht, dass er ihr sogar auf eine gewisse Weise wehtun könnte mit seiner Sturheit, wird er langsam auf Abstand bleiben. Sie wird ihn selbst auf Abstand halten, ohne dass ich es ausdrücklich sagen muss. Daran muss ich noch ein wenig arbeiten, aber das ist schnell erledigt. Das Lustige ist, dass sie denkt, all das seien ihre eigenen Entscheidungen. Aber alles, was sie jetzt denkt, alles, was sie fühlt, gebe ich ihr ein. Es ist schlicht eine Frage der Geduld. Ihr Schuldgefühl, ihre Trauer – das sind meine Verbündeten. Sie halten sie verletzlich, abhängig von meiner Führung, haha, um es einmal so zu sagen.“

„Was wirst du als Erstes tun, wenn du gleich bei ihr bist?“, fragte Lucia.

„Bas ausschalten und ihn aus der Organisation der Beerdigung heraushalten. Er darf nichts davon wissen, er darf nicht mitmachen. Und ich werde eine Beerdigung daraus machen, die er nicht vergisst“, antwortete Mariska.

Es war eine lange Fahrt, Mariska murrte ein wenig über die Sitze im Auto und die Brötchen, die Viktor für unterwegs gemacht hatte. Im Haus der Mutter war es schnell vergessen. Mariska begann subtil, als die Mutter weinend vor ihr auf dem Stuhl saß. Sie verdrehte kleine Vorfälle mit dem verstorbenen Vater von Viktor und Bas, um der Mutter das Gefühl zu geben, dass sie in ihrem Leben sehr oft von ihrem Mann zu kurz gekommen war. Es zeigte sofort Wirkung, die Mutter fühlte sich schnell noch unsicherer und begann sich zu fragen, wie ihr Leben eigentlich ausgesehen hatte. Mariska hatte die Macht. Es geschah in kleinen Schritten.

„Bist du sicher, dass du das so gesagt hast?“, fragte Mariska immer wieder mit einem Lächeln, das jedoch nicht ganz aufrichtig war. „Ich erinnere es anders.“ Es waren solche kleinen Bemerkungen, so subtil, dass die Mutter zunächst nichts dahinter vermutete. Aber die Wirkung war enorm, denn wie auch immer, die Mutter begann immer häufiger zu zweifeln. Hatte sie es so gesagt? Oder hatte sie es vergessen? Je mehr sie versuchte, an dem festzuhalten, was sie wusste, desto mehr geriet sie in Verwirrung.

Anna, die Mutter von Bas und Viktor, saß still im Wohnzimmer, ein Foto ihres verstorbenen Mannes in den Händen. Sie starrte auf das Gesicht des Mannes, den sie immer geliebt hatte, mit dem die letzten Monate jedoch schwierig gewesen waren. Ihr Mann hatte sich schon seit Längerem nicht wohlfühlt, unwissend über eine kleine, aber schreckliche Öffnung in seiner Magenwand, durch die er immer mehr Blut verlor. Weil er seine Frau nicht beunruhigen wollte, sagte er nichts über die Schmerzen, die er hatte, und darüber, dass in seinem Körper etwas nicht in Ordnung war, aber aus Sorge um sie konnte er es nicht aussprechen. Er hatte auch Angst vor dem, was mit ihm geschehen würde. Leben, er wollte auf jeden Fall leben.

Mariska kam herein, setzte sich neben sie und legte ihre Hand sanft auf Annas Schulter. Die Mutter zwinkerte und lächelte sie an, und Mariska wusste, dass dies der Moment war.

„Liebling, wie geht es dir? Ich sehe, dass du wieder sein Foto ansiehst. Es ist so schwer, ich weiß“, sagte Mariska mit besorgter und sanfter Stimme.

„Es ist so still ohne ihn, Mariska. Und ich kann nicht anders, als immer wieder daran zu denken, wie er in letzter Zeit war. Er war so abwesend, als würde er mich nicht mehr brauchen ... Als würde er mich im Stich lassen, als ich ihn brauchte. Ich war immer allein. Er saß in seinem Sessel und sagte manchmal stundenlang nichts zu mir.“

„Ich verstehe, wie du dich fühlst. Aber weißt du, manchmal tun Menschen Dinge, die wir nicht verstehen. Es kann sein, dass er dich nicht belasten wollte, weil er vielleicht fühlte, dass etwas bevorstand, dass er dachte, es sei leichter für dich, wenn er ein wenig auf Abstand blieb“, sagte Mariska. Sie nickte langsam und legte behutsam ihre Hand auf ihre Schulter.

„Ja, ich habe auch etwas gespürt. Er wurde immer älter und schwächer, aber ich wollte überhaupt nicht auf Abstand bleiben. Ich wollte bei ihm sein. Und jetzt frage ich mich ... habe ich etwas falsch gemacht? Hätte ich mehr tun müssen, um zu ihm durchzudringen? Ich fühle mich so schuldig.“

„Nein, nein, das darfst du dir nicht vorwerfen. Es war nicht deine Schuld. Er wurde immer schwächer, und jetzt wissen wir, dass er krank war, und wenn Menschen krank sind, verlieren sie manchmal den Weg. Sie wissen nicht immer, wie sie mit ihren eigenen Ängsten und Schmerzen umgehen sollen. Vielleicht dachte er, dass er dich auf diese Weise schützt“, antwortete Mariska und schüttelte den Kopf.

„Aber es fühlte sich an, als würde er mich wegstoßen, als würde er mich nicht mehr lieben ...“

„Oh, das ist wirklich nicht wahr. Er hat dich geliebt, da bin ich mir sicher. Aber manchmal, wenn Menschen wissen, dass sie sterben werden, verhalten sie sich anders. Vielleicht fühlte er sich schwach und hatte Angst, dass du ihn so sehen würdest, wie er sich selbst sah – nicht als den starken Mann, den du kanntest, sondern als jemanden, der langsam verschwand. Es war seine Art, dich zu schützen, wirklich“, flüsterte Mariska und drückte sanft ihre Hand.

„Glaubst du wirklich, dass er das aus Liebe getan hat? Dass er dachte, das sei besser für mich?“

„Ja, das glaube ich wirklich. Er wollte dir den Schmerz ersparen, zu sehen, wie er langsam nachließ. Er wusste, wie sehr du ihn geliebt hast, und das machte es für ihn vielleicht noch schwerer, dir diesen Schmerz zu zeigen. Er wollte, dass du ihn so in Erinnerung behältst, wie er war, stark und voller Leben.“

„Oh, ich wünschte, ich hätte das früher verstanden ... Vielleicht hätte ich ihm dann mehr helfen können, ihn so unterstützen können, wie ich es wollte.“

„Du hast schon so viel getan, so viel mehr, als du begreifst. Du warst sein Fels, selbst wenn er das nicht immer gezeigt hat. Wichtig ist jetzt, dass du für ihn da bist, indem du dafür sorgst, dass seine letzten Wünsche respektiert werden. Wir müssen ihm eine schöne Beerdigung geben, eine Beerdigung, die zu ihm passt und die er gewollt hätte. Einfach und schlicht und ohne allzu viel Aufwand. Er war ein starker Mann, der nicht viel Aufhebens brauchte, kein Prunk und kein Unsinn. So war er nicht, immer kurz und klar. Liebe ist manchmal kompliziert, besonders wenn Menschen wissen, dass sie Abschied nehmen müssen. Ich denke, er wollte dich auf seine Weise schützen, auch wenn es sich für dich wie eine Zurückweisung anfühlte. Seine Krankheit hat ihn vielleicht so sehr in Anspruch genommen, dass er nicht mehr wusste, wie er für dich sorgen sollte. Er hat dich immer noch geliebt, aber er war zu schwach, es so zu zeigen wie früher.“

„Ja, das sagst du richtig. Er war tatsächlich ein starker Mann, der nicht viel Aufhebens brauchte.“

„Genau, und so sollten wir seiner Gedenken und ihm die Ehre erweisen. Vielleicht ist es notwendig, Bas davon zu überzeugen, denn sonst wird er wieder eine Rede halten und Leute einladen, die gar nicht dazugehören, und alles Mögliche organisieren wollen, und ehe man sich versieht, wird es eine riesige Beerdigung. Und das kostet Geld, sehr viel Geld. Ich weiß nicht, wie viel die Bestattungsversicherung abdeckt?“

„Oben habe ich die Police. Es ist eine recht ordentliche Summe, das schon, aber wenn Bas tatsächlich sehr viele Leute einlädt und es groß macht, mit Kaffee und einem Brötchen, dann bleibt nicht viel Geld übrig.“

„Das sollten wir nicht tun. Bas macht immer eine große Sache daraus. So ist Bas: Er will immer im Mittelpunkt stehen. Ich fürchte, er wird die Beerdigung deines Mannes doch noch für sein eigenes Ego benutzen. Und es wäre schade, wenn wir dafür Geld ausgeben müssten“, sagte Mariska.

„Nein, dafür sollten wir kein Geld ausgeben. Nicht mein Geld, nur weil Bas im Mittelpunkt stehen will. Dann gebe ich das Geld, das von der Beerdigung übrigbleibt, lieber dir.“

„Ach, Liebling“, lachte Mariska. „Es ist besser, es schlicht zu halten, damit Bas sich nicht noch mehr mit all diesen Details belastet fühlt. Er ist doch immer so beschäftigt mit der Arbeit und all den anderen Dingen.“

„Aber Bas ... er will gern helfen. Ich möchte nicht, dass er denkt, ich schließe ihn aus.“

„Ja, Bas will helfen, aber das sagt er immer; am Ende erscheint er doch nicht oder erledigt Dinge nicht. Das weißt du selbst. Und du musst auch an dich denken und daran, was dein Mann gewollt hätte. Es ist eine schwere Zeit für alle, und vielleicht ist es gerade jetzt besser, es so ruhig wie möglich zu halten, ohne zu viele Menschen dabei. Bas wird verstehen, dass du es tust, um seinen Vater zu ehren, nicht um ihn auszuschließen. Du musst ihm einfach erklären, dass du es auf diese Weise am besten findest“, sagte Mariska mit einem sanften Zwang in der Stimme.

„Ja, vielleicht hast du recht. Ich möchte, dass alles gut verläuft ... und dass sich alle daran erinnern können, wer er wirklich war“, antwortete die Mutter.

„Genau. Es geht auch um dich und nicht um Bas. Es geht darum, dass du deinen Mann auf die Weise ehrst, die er verdient hat. Und ich bin sicher, dass Bas das auch verstehen wird, wenn du es ihm erklärst. Du tust es aus Liebe, und das ist das Wichtigste.“

„Ja.“

„Ja. Aber denk daran: Bas kann sehr präsent sein. Du musst ihm in einem sehr klaren Ton sagen, dass er sich nicht in die Organisation der Beerdigung einmischen soll, sonst hört er nicht zu und kommt einfach, um alles durcheinanderzubringen. Vielleicht ist es gerade jetzt wichtig, dass du etwas Ruhe bekommst, dass du nicht ständig im Trubel all der Regelungen steckst. Viktor und ich möchten dir

gern helfen, es einfach zu halten, so wie dein Mann es gewollt hätte. Vielleicht ist es eine gute Idee, Bas diesmal ein wenig auf Abstand zu halten, damit du und Viktor alles gemeinsam regeln könnt, ohne allzu viel Stress. Und ich helfe dir bei allem.“

„Ja, das verstehe ich. Was soll ich Bas sagen?“, seufzte die Mutter.

„Nichts. Überlass das mir. Ich regle alles für dich, du hast in deinem Leben schon schwer genug gelitten. Du hast deinen Mann verloren, und jetzt stellst du auch noch fest, dass dein ältester Sohn, der Mann, zu dem du immer so sehr aufgeblickt hast, nichts ist. Er ist ein großer Selbstdarsteller und hat dir dein ganzes Leben viel Schmerz zugefügt, aber das hast du nie erkannt. Du hast es hinter dieser enormen Liebe zu ihm verborgen, sodass du seine wahre Identität nie sehen konntest. Durch deine eigene Güte konntest du nie erkennen, was für ein schlechter und verdorbener Mensch er eigentlich ist. Ich werde dir dabei helfen.“

„Jaa“, schluchzte die Mutter, „danke. Ich wüsste nicht, was ich ohne dich tun würde.“

3

Die Einäscherung.

Ich habe viele Beerdigungen miterlebt. Von Freunden und Kollegen, von Menschen aus der Nachbarschaft, vom Sportverein, Nachbarn, Bekannten, mit denen ich einmal ehrenamtlich gearbeitet habe. Von Menschen, die ich kaum gekannt hatte, deren Tod aber dennoch etwas hinterließ. Und von Kameraden aus meiner Militärzeit. Einer von ihnen fiel während des Einsatzes im Libanon. Andere sah ich in den vierzig Jahren danach nur noch selten wieder, bis die Nachricht kam, dass sie gestorben waren — an Altersschwäche oder an jener Krankheit, die alles auffrisst, was ihr unterwegs begegnet. Manchmal war das Leben jemandem zu schwer geworden. Manchmal gab der Körper auf, während der Geist bis zuletzt weiterkämpfte. Es gab junge Menschen, Opfer eines Unfalls. Auch Ältere, scheinbar gesund, bei denen niemand es hatte kommen sehen. Von einem Moment auf den anderen: weg. Es sind zu viele. Im Tod sind alle gleich. Aber die Art, wie Menschen in Erinnerung gerufen werden, unterscheidet sich radikal. Ich sehe noch die Beerdigung eines Kollegen aus einem nordholländischen Dorf vor mir, eines Mannes, der tief im Vereinsleben verwurzelt war. Während eines Urlaubs bekam er auf dem Rennrad eine Blutung. Er stürzte. Das war's. Seine Beerdigung war die eines Königs. Das ganze Dorf kam zusammen. Menschen standen am Straßenrand, als der Sarg, getragen von seinen Söhnen und Brüdern, vorbeikam. Es wurde geklatscht, gesungen, geweint. Die Zeremonie fand in einer Kirche statt. Ein Sänger, Leiter eines Gospelchores, sprach über die Lieder, die um den Sarg gesungen wurden, über ihre Bedeutung, ihren Ursprung. Ich bekam Gänsehaut, als er ein Lied ankündigte, das von der Figur des Elijah inspiriert war. *Go Like Elijah*, von Chi Coltrane. 1972. Leise begann der Chor zu summen. Die Sänger wiegten sich rhythmisch hin und her. Der Vorsänger breitete die Arme aus und sprach über Elijah, der

der Überlieferung nach in einem feurigen Streitwagen in den Himmel geführt wurde. Über den Wunsch, wenn das Leben endet, ebenso erhoben und friedlich gehen zu dürfen. Ein altes Lied. Eine alte Geschichte. Eine Quelle der Hoffnung für Menschen, die vor Jahrhunderten unter römischer Herrschaft lebten und auf Erlösung warteten. Ich stand dort zwischen Hunderten anderen. Ich kannte ein paar, aber das spielte kaum eine Rolle. Die Kirche war erfüllt von Kerzenlicht, gedämpften Schritten auf Holzböden, dem Geruch von Weihrauch. In der Mitte stand ein einfacher Sarg aus Fichtenholz, bedeckt mit Blumen. Überall lagen geschriebene Grüße. Kinderzeichnungen. Ein Herzchen. Eine Blume. Als der Vorsänger schwieg, begann der Chor zu singen. Die ersten Töne erfüllten den Raum mit Wärme. *Go like Elijah, go up to the sky.* Die Stimmen stiegen auf, kraftvoll und voller Emotion. Die Sänger standen hinter dem Sarg, die Gesichter nach oben gerichtet, als würden sie direkt zum Himmel singen. Ich spürte die Musik durch den Raum wogen, durch die Menschen hindurch, mildernd, tragend. Es war, als würde die Trauer für einen Moment angehoben. Jede Note schien Bedeutung zu tragen. Die Musik vereinte, tröstete, feierte das Leben. Als der letzte Akkord verklang, blieb etwas in der Luft hängen — Gelassenheit, Kraft. Als hätte der Himmel selbst einen Moment lang mitgeschaut. Ich sang mit, ohne es zu merken. Die Musik dröhnte durch die Kirche. Ich hatte so etwas noch nie erlebt. Es war ein Abschied wie eine Krönung.

Ich erinnere mich auch an andere Beerdigungen. Die eines Kameraden nach einem Unfall, bei der seine Frau und Kinder um sein Motorrad herum Geschichten über seinen Humor und seine Lebenslust erzählten. Die eines Kameraden aus dem Libanon. Afghanistan. So viele Gesichter, so viele Momente. Sie laufen ineinander über.

Aber die Beerdigung meines Vaters war ein Schock. Sie war schrecklich. Die Zeremonie war so kühl und distanziert, dass es sich anfühlte, als nähmen wir Abschied von einem Fremden, nicht von dem Mann, der das Leben meines Bruders und meines Lebens geprägt hatte. Viktor und Mariska, die alles organisiert hatten, versicherten uns, dass dies genau das gewesen sei, was er gewollt habe. Keine Rede. Keine Blumen. Kein Kaffee. *Einfach und schlicht sei das Beste.*

Aber während ich dort saß, mit nur einer Handvoll Menschen — es sollte klein bleiben — spürte ich, dass etwas Grundlegendes schiefgelaufen war. Sehr schnell beschlich mich das Gefühl, wir würden meinen Vater die Toilette hinunterspülen. Als müssten wir ihn so schnell wie möglich loswerden. Es war eine weite Fahrt nach Friesland. Tagsüber, unter der Woche, immer unsicher. Staus, Baustellen. Man baut einen Puffer ein. Wir waren zu früh, aber nicht früh genug, um irgendwo Kaffee zu trinken. Zwanzig Minuten warteten wir auf dem Parkplatz. Dann kamen ein Onkel und eine Tante. Später noch eine Tante. Das war's. Das waren alle Eingeladenen. Freunde, Nachbarn, Bekannte, Enkelkinder — alle nicht gefragt. Es musste klein sein. Es nieselte. Als das Auto meines Bruders, seiner Frau und meiner Mutter auf das Gelände fuhr, war das das Zeichen, hineinzugehen. Zehn Minuten zu früh. Drinnen im Flur wurde etwas gefragt. Für wen wir kämen. Als ich den Namen meines Vaters nannte, wurde leiser gesprochen. Wir mussten warten. Der Flur war schmal. Gerade groß genug für unsere kleine Gesellschaft. Ein Tischchen mit Kunstblumen. Eine Tür zur Toilette. Zwei Stühle für meine gebeugten Tanten.

Dann wurde der Sarg in den Flur hineingeschoben. Noch kurz warten. Wir standen schweigend an der Wand, bis die Tür zum Raum geöffnet wurde. Und dann gehst du, zusammen mit deiner Frau und deinen Söhnen, zum Sarg deines Vaters. Ein winziger Raum. Der Sarg an einer Wand. Zwei Reihen Stühle. In einer Ecke eine Kaffeemaschine, ein paar Pappbecher, Teebeutel, Zucker, Creamer. Ein Weidenkörbchen mit Keksen. Es gab keinen Empfang. Niemand sprach. Keine Blumen. Kein Zeichen von Liebe oder Ehre. Nur Stille. Kalt und unpersönlich. Ich schob Stühle für meine Frau und meine Söhne heran. Meine Mutter setzte sich. Die anderen nahmen weiter weg Platz. Es wurde gehustet. Entgegen allen Absprachen hatte ich einen Strauß machen lassen. Mit Schleife. Ich legte ihn in die Mitte auf den Sarg. Ruhe in Frieden, lieber Papa. Eine kleine Geste in einem Abschied, dem alles fehlte. Der Raum war erfüllt von dem, was nicht gesagt wurde. Jeder spürte es. Sogar die Stühle. Sogar die Wände. Das war kein Abschied, wie er hätte sein müssen. Keine Ehre. Keine Emotion, die zu einem vollendeten Leben passte. Niemand sprach es aus, aber es war unübersehbar: Das stimmt nicht. Ich

hätte trauern müssen. Meine Trauer teilen. Stattdessen war ich Zeuge von etwas Fremdem, etwas Losgelöstem. Das war kein Abschied von meinem Vater. Das war eine Formalität. Dann wurde ein Band eingeschaltet. Vogelgeräusche.

Ich musste etwas tun. Etwas sagen.

„Möchtest du Kaffee, Mama?“, fragte ich.

„Ja“, schluchzte sie.

Die Kaffeemaschine brummte schwer. Langsam füllten sich die Tassen. Ich gab die erste meiner Mutter — einer kleinen Frau, die über die Jahre geschrumpft war, mit zitternden Händen, die die Wärme umklammerten, als könnte sie sie noch einen Moment aufrecht halten.

Das Signal für die andere Gruppe, sich auch Kaffee zu nehmen. Man schob ein wenig hin und her und reichte Kaffee weiter, das war das Signal, miteinander zu sprechen. Mein Bruder zu einem Onkel.

„Lange nicht gesehen.“

„Nein, stimmt.“

„Tja.“

„Tja. Die Zeit vergeht schnell.“

„Ja, das stimmt.“

Gespräche von beachtlichem Niveau. Wieder ein Husten in der Stille. Meine Mutter nahm meine Hand.

„Was für ein wunderschöner Strauß, danke dir.“

„Ja“, antwortete ich, „vielleicht ein bisschen gegen die Absprachen, keine Blumen mitzubringen, aber ich fand schon, dass wir das tun müssen. Er verdient es.“

„Ja. Danke. Es ist schön.“

Es fühlte sich alles an wie ein seltsamer Traum, eine kühle, unpersönliche Zeremonie, die nichts von dem respektvollen Abschied hatte, den ich mir vorgestellt hatte. Je länger ich darüber nachdachte, desto weniger konnte ich glauben, dass dies wirklich das gewesen sein sollte, was er gewollt hätte. Mein Bruder hatte deutlich gechatet, dass es der Wunsch meines Vaters und meiner Mutter sei, eine minimale Zeremonie zu machen: keine Blumen, keine Musik, keine Rede. Aber dass es so aussehen würde, konnte nicht beabsichtigt gewesen sein. Hier saßen wir nun, gefangen in der Unbeholfenheit einer Zeremonie, die so weit von allen entfernt war, dass es fast